

Beiträge

Blick nach drüben / Mitteldeutsche Erzähler

ERWIN STRITTMATTER: *Ole Bienkopp. Roman. Gütersloh: S. Mohn 1965. 365 S. Lw. DM 19.80. (Lizenzausg. des Aufbau-Verl., Berlin)*

Dieser jüngste Roman Strittmatters ist »jenseits der Zonengrenze« erregt diskutiert worden. Sein Titelheld wird nämlich nicht durch die »Machenschaften des westdeutschen Monopolkapitalismus« zugrunde gerichtet, sondern Ole Hansen, genannt Bienkopp, scheitert an der bürokratischen Engstirnigkeit der ihm vorgesetzten Parteifunktionäre.

Als Einzelgänger und kauziger Individualist, mehr aus spontaner Eingebung denn aus Einsicht in die gesellschaftspolitischen Forderungen der Stunde handelnd, gründet der ehemalige Hirt und Bienenzüchter mit wenigen Gefolgsleuten seine »Neue Bauerngemeinschaft« (sprich LPG) zu einem Zeitpunkt, da die Kollektivierung parteiamtlich noch nicht beschlossen war. Als die Partei endlich auch zur Bildung von »LPGs« aufruft, kann Bienkopp zwar als Pionier gefeiert werden, doch gerät er schon bald – da er nur im Bündnis mit dem gesunden Menschenverstand steht – in Konflikt mit den für die Planerfüllung verantwortlichen Schreibtischstrategen. Nach bitteren Nackenschlägen gräbt er sich aus Verzweiflung sein eigenes Grab und begeht dann Selbstmord.

Ist »Ole Bienkopp« allein schon als unverhüllter Angriff gegen die Stalins im Westentaschenformat, gegen die Funktionäre auf der unteren Verwaltungsebene interessant, so ist er darüber hinaus auch literarisch durchaus diskutabel. Strittmatter hat hier einen »Heimatroman« eigener Prägung mit einer großen Zahl originärer wie origineller Typen geschrieben, der ein lebendiges Bild von der Wirklichkeit »drüben« vermittelt. Die obligate Schwarz-Weiß-Technik wird von ihm nicht ohne Humor und unter Berücksichtigung der Bedürfnisse einer Art von Elementarpsychologie gehandhabt. Seine bewußt »naiv« verfremdende und lautmalerische Erzählsprache bedient sich zahlreicher Naturmetaphern und Dialektbrocken; sie übersetzt die dialektischen Gefechte auf der theoretischen Ebene immer wieder in reale

Anschauung. So kommt »Ole Bienkopp« als beachtenswertes Beispiel mitteldeutscher Erzählkunst von heute schon für mittlere Stadtbüchereien in Frage. Jürgen Eyssen

CHRISTA WOLF: *Der geteilte Himmel. Roman. Berlin: Weiß 1964. 317 S. Lw. DM 12.80 (Lizenzausg. d. Mitteldt. Verl., Halle).*

Wer dieses Buch liest, der wagt eine »Reise in ein fremdes Land«. Das Land heißt Deutschland (oder eigentlich: »Deutsche Demokratische Republik«). Gleichwohl beginnt die Fremdheit schon bei der Sprache: Brigade, Kader, Antifa-Schule – das sind Begriffe, mit denen kaum jemand hierzulande etwas anzufangen weiß. Ungewöhnlich in den Augen eines westdeutschen Lesers müssen überdies viele Einzelheiten aus dem Alltag der DDR bleiben: da wird ein junges Mädchen vorgestellt, das Lehrerin werden will, zuvor aber für ein paar Wochen in einem Waggonwerk arbeitet (»ein Lehrer muß heutzutage einen Großbetrieb kennen«). Oder – in eben dieser Fabrik – die schier endlosen Gespräche über Plansoll, Normzeit, Verpflichtung usw. Und dann die Politisierung des Arbeitsalltags (der übrigens mit einer Intensität beschrieben ist, die man in »unserer« Literatur schwerlich antreffen wird): die Partei und die FDJ, ihre Verbindungsmänner und Sekretäre, führen das große, wenn auch – in diesem Roman – nicht immer das gewichtige Wort.

Vor diesem, allein schon höchst bemerkenswerten Hintergrund spielt sich die traurige Geschichte eines Liebespaares ab, das sich aus ideologischen Gründen trennt; er, ein junger Doktor der Chemie, den »Errungenschaften« des sozialistischen Staates skeptisch gegenüberstehend, geht schließlich in den Westen. Das Mädchen besucht ihn in Berlin, aber es kehrt dann doch in den Osten zurück. Am Ende steht die Überzeugung, daß sie nicht »leer ausgehen wird beim Verteilen der Freundlichkeit« – keine ideologische Formel also, sondern Liebe zu den Menschen und zum Leben, eine Freundlichkeit, wie sie Bert Brecht in seinen Stücken und Gedichten proklamierte.

Im Rahmen der »sozialistisch-humanistischen« Literatur der DDR ist dieser Roman etwas Außerordentliches: er verzichtet auf karikierende Verzeichnung der Figuren zugunsten des Kommunismus (es wird im Gegenteil mitunter recht deutliche Kritik geübt – freilich nur an den unteren Charen). Auch die kunstvoll gehandhabten Stilmittel Christa Wolfs – Rückblende, innerer Monolog – sind im Rah-

men des »sozialistischen Realismus« etwas ganz und gar Ungewöhnliches. Sprachlich freilich und in der gesamten Gestaltung ragt der Roman mit seiner gelegentlichen Larmoyanz und Klageseligkeit nicht weit über das Niveau der *Sagan* oder des frühen *Böll* hinaus. Dennoch ist das Buch empfehlenswert (obschon auch gelegentliche Ausfälle gegen den Westen akzeptiert werden müssen): man lernt hier kennen und verstehen, was die Deutschen im anderen Deutschland täglich bewegt, wie sie arbeiten, was sie denken und was sie sich erträumen.

Dietrich Segebrecht

ERIK NEUTSCH: *Spur der Steine. Roman. Halle a. S. Mitteldt. Verl. 1964. 910 S. Lw. DM 12.80.*

Erik Neutsch, 1931 als Sohn eines Fabrikarbeiters in Mitteldeutschland geboren, studierte in Leipzig Journalistik. Für seine »Regengeschichte« (1960) und seine »Bitterfelder Geschichten« (1961) erhielt er den Literaturpreis des FDGB.

»Die Spur der Steine«, von Menschenhänden geschaffen, führt auf eine ausgedehnte Baustelle im Raum Halle-Merseburg, wo – etwa 1959 – ein neuer Industriekomplex entstehen soll. Das aufgewühlte Gelände mit seinen Maschinen, Bauhütten und technischen Büros, die wachsenden Betonwände, die Arbeiten in Hitze, Regen oder Frost, der Kampf gegen Unzulänglichkeiten und Materialschwierigkeiten sind tragendes Element des Buches, breit, aber eindringlich gezeichnet.

Weniger unmittelbar erscheinen die Menschen, die in diesem Arbeitsprozeß stehen und von ihm aufgesogen werden. Die Zimmerleute und Maurer in den Brigaden, die Ingenieure und Bauführer sind keine papiernen Arbeitshelden, mögen sie zäh am Alten hängen oder den Fortschritt vertreten, mögen sie sich ducken oder frei ihre Meinung sagen. Aber den meisten Gestalten haftet etwas Zweckbestimmtes an, das auf Kosten des Lebendigen geht. Selbst Balla, der rauhbauzige, vor Kraft und Eigenwillen strotzende Brigadeführer, ist davon nicht ausgenommen. Als Glücksritter zog er von Bau zu Bau. In Schkona aber lernt er, seine Arbeit als Aufgabe zu sehen. Er wird Mitglied der Partei, um schließlich als »Held der Arbeit« auf anderen Bauplätzen seine neuen Arbeitsmethoden einzuführen. Zuerst war es Horrath, der ihn zur Einsicht zwang. Für den Parteisekretär schien es kein »unmöglich« zu geben, und er wagte als einziger, gegen das starre Gesetz des Planes zu handeln. Aber Horrath lebt zwei

Leben, eins mit der Partei und ihren moralischen Normen und eins gegen sie. Denn er, der verheiratete Mann, liebt die junge, ebenso schöne wie eifrige Ingenieurin Kathrin Klee. Als Kathrin ein Kind zur Welt bringt, wissen beide, daß sie sich einem Parteiverfahren stellen müssen. An diesem Konflikt und an der Parteistrafe zerbrechen Liebe und Lebensmut. Schließlich verläßt Kathrin das Werk. Horraths Schicksal bleibt ungewiß.

Über den Menschen und über ihren verschiedensten Problemen – auch der Zwang zur bäuerlichen Produktionsgenossenschaft und der Druck auf das künstlerische Schaffen spielen in die Handlung hinein – steht die Partei. Auf der einen Seite ist sie Rückgrat der Kräfte, die der Entwicklung des einzelnen ebenso wie dem Ganzen, dem Volke dienen. Auf der anderen Seite fordert sie den Genossen das letzte ab, ahndet streng jeden Verstoß gegen die Disziplin und macht persönlichstes Erleben zum Gegenstand demütigender Verhandlungen.

Wie weit darf Kritik drüben gehen? Sind die positiv geschilderten ideologischen Elemente und Bestrebungen, sind die Angriffe gegen den Imperialismus oder die Kirche notwendige Zugeständnisse, um das andere, das Negative sagen zu können? Ist es eine Auflehnung im Rahmen des Möglichen gegen den totalen Anspruch eines Staates auf den Menschen? Oder ist es ein »Ja« zu diesem Regime, ein Bekenntnis zu seinen Zielen, ohne die Augen vor der bestehenden Wirklichkeit, vor Fehlern und menschlichem Versagen zu schließen? Eine zu dem Roman herausgegebene Einführungsschrift deutet auf die zweite Version. Sie bescheinigt dem Buch, daß der große Atem der Zeit eingefangen sei, und daß Balla und seiner Klassengenossen Kraft, nutzbringend angewandt, die Welt verändere. Was diese Einführung lobt, schmeckt nach Schulung. Das Kritische wird als konstruiert abgetan oder nicht berührt.

Neutschs Darstellung wechselt zwischen kräftigen Bildern mit fast expressionistischen Zügen, Reportagen und Leitartikeln. Der Verfasser will zuviel, er schneidet Themen an, die er nicht durchführt oder literarisch nicht bewältigt, und er packt in seinen Roman, was nur hineingeht: von der Sixtinischen Madonna über den Thomanerchor bis zu einer Reise in die Sowjetunion und zu Gagarin im Weltraum.

Neunhundert oft ermüdende Seiten müssen bewältigt werden. Also kein spannender Roman, aber – bei allen Einwänden –

ein Zeugnis vom Leben im anderen Deutschland, seiner menschlichen und auch literarischen Situation und als solches großen Büchereien zu empfehlen. *Brigitte Weber*

MAX WALTER SCHULZ: *Wir sind nicht Staub im Wind. Roman einer unverlorenen Generation. Halle a. S.: Mitteldt. Verl. 1965. 569 S. Lw. DM 7.50.*

Wer dem Unerhörten als literarischem Vorwurf mißtraut, wem das Absurde und das Grotteske suspekt ist, wer das Traumhafte ausgeträumt glaubt – wer seinen erzählerischen Stoff in der Alltäglichkeit sucht, der hat das schwierigere Sujet gewählt. Dabei ist der außergewöhnliche Alltag des Jahres 1945 noch leichter in einem sozialistischen Entwicklungsroman zu erfassen als das vergleichsweise uniforme heutige Leben der vorbildlichen »Helden« in der DDR. Mit der geplanten Fortführung seiner Geschichte bis in die Gegenwart steht Max Walter Schulz die schwierigste Aufgabe noch bevor.

1945 war das Jahr des Übergangs. Hermeneutisch ergiebige historische Situationen der gesellschaftlichen Entwicklung markieren die zeitliche Spanne der Handlung: In den Wochen des Zusammenbruchs der faschistischen Herrschaft und während der Anfänge des kommunistischen Staates zeigt jede der vorgeführten Figuren ihren wahren Charakter. Der Schmerz – verursacht durch die Ratlosigkeit nach dem Untergang der gesellschaftlichen, politischen und psychologischen Lüge –, ist das Element der Selbsterkenntnis, die der unverlorenen Generation den Antrieb zum revolutionären Engagement gibt. Das ist die Predigt dieses Romans.

Rudi Hagedorn ist das reich facettierte Exempel. Der angefochtenen »gläubigen« Pimpf muß sein Bekenntnis zu einer jüdischen Schulfreundin mit dem schimpflichen Abgang vom Gymnasium bezahlen. Im Endkampf entfernt er sich als Unteroffizier von der Truppe und wird – ein verzweifelter Romantiker mit 24 Jahren – schließlich auch zum »Deserteur vor der Liebe«. Sein dumpfes Streben nach einem lauterem Leben wird in der Begegnung mit imponierend gescheiterten und vorurteilslosen Kommunisten zur klaren Entscheidung geläutert: Hilde, das schlichte Gemüt mit dem entschlossenen Herzen, und er werden als Lehrerehepaar in die Schule des Nachbardorfs einziehen. Predigt und Exempel: Schulz will seine Leser überzeugen. Die entscheidenden Passagen des Buches sind Reden. Sie werden in

einer Parteiversammlung gehalten, sie werden monologisierend entworfen, sie sind literarisch als Briefe kaschiert oder sie werden einem Gesprächspartner in den Mund gelegt. Allerdings traut Schulz dem klugen – häufig in raffiniert variierten Zitate brillant vorgebrachten – Argument mehr zu als der Agitation. Die nuancenreiche Auseinandersetzung und die scharf reflektierenden, sogar noch auf dem rechten Weg strauchelnden Menschen seiner Erfindung kennzeichnen die weit vom Fanatismus entfernte Haltung des Autors. Nur gilt ihm das *Argument* auch mehr als die kunstvolle *Gestalt*, denn die »Ästhetik von heute ist die Ethik von morgen«.

Damit setzt sich der Erzähler selbst die ideologische Grenze seiner künstlerischen Möglichkeiten. Die Handlung wird überladen mit vielen nebensächlichen Schicksalen, die nur den Beispielkatalog vervollständigen sollen. Die Erzählformen erinnern häufig an die Methoden von Schulfunksendungen, manche Szenen erwecken den Eindruck eines eingängigen »Features«. Zu oft denkt man beim absichtsvollen Gebrauch moderner Stilmittel an literarisch ambitionierte und pädagogisch ehrenwerte Jugendbücher.

Schulz steht mit diesem Roman auf der Schwelle zur Literatur. Er hat sein Buch aus revolutionärer Gesinnung konzipiert, aber formal im Geist des 19. Jahrhunderts geschrieben und mit einigen Mitteln heutiger Erzählkunst – Rückblenden, filmischer Schnitt, assoziierende Montagen verschiedener Bewußtseinsebenen – zumindest die Spannung gesteigert; an den gelungenen Stellen hat er aber auch bewiesen, daß der Zusammenhang von Politik und Literatur komplexer ist, als es manchem Funktionär drüben (und bei uns) lieb sein kann.

Büchereien, die sich entschließen, eine repräsentative Auswahl aus der Produktion der DDR bereitzustellen, können auf diesen Band nicht verzichten. *Hans Sonn*

KARL-HEINZ JAKOBS: *Merkwürdige Landschaften. 7 ausgew. Geschichten. Halle a. S. Mitteldt. Verl. 1964. 187 S. Lw. DM 6.–.*

Der Autor hat bisher nur eine einzelne Erzählung veröffentlicht. Den 7 Erzählungen des vorliegenden Bandes ist zu bescheinigen, daß ihr Aufbau klar und unexperimentell ist, die Sprache wird mit einigem Sinn für erzählerische Ökonomie behandelt. Vor einem Abgleiten in gefühlige Klischees ist Jakobs nicht sicher (Die Wälder »... rauschten in meinem Blut. Sie haben

mich melodios gemacht«. S. 44); andererseits gelingen ihm Landschaftsschilderungen (»Das grüne Land«), in denen eine impressionistische Fülle von Farben und Formen in wohlthuend einfacher Sprache realisiert wird.

Inhaltlich jedoch herrschen Agitation und Parteilichkeit. In dieser Prosa ist der Inhalt Selbstzweck, nicht etwa (das wäre westlich-subjektivistisch) Vehikel einer bestimmten Weltanschauung. Diese Feststellung muß – im Sinne des Autors – als durchaus positiv gewertet werden, denn die propagandistische Selbstbestätigung ist in seinem politischen Bereich der Sinn aller Publizistik, Agitation und Parteilichkeit sind die geforderte Norm.

Der Autor »betätigt sich gesellschaftlich« und leistet »Überzeugungsarbeit«. Der Leser soll es lernen, die Republik (und ihre Feinde!) mit den Augen der Partei zu sehen. Diesem Zweck dienen alle Mittel, und im Sinne des Autors ist es kein Stilbruch, wenn Poesie und Propagandathesen nebeneinander stehen. Zweifel, die der vom Autor »agitierte« Leser möglicherweise hat, werden zunächst in den Kreis der Betrachtungen einbezogen und dann energisch niederargumentiert.

Schon die Thematik dieser Erzählungen läßt begreifen, wie wichtig dieser Band auch für westdeutsche Büchereien ist: Was hier abgehandelt wird, hilft uns, die marxistisch-kommunistische Weltanschauung aus ihren eigenen Denkvoraussetzungen zu verstehen. Behandelt werden u. a.: Die Begegnung eines jungen jüdischen Mädchens mit der Gedenkstätte Buchenwald (»Weimarnovelle«); die Flucht eines Studenten nach Westberlin (»Die Straße«); ein Sabotageakt in der Industrie (»Der Mast«); der heldenhafte Einsatz der FDJ bei einem Waldbrand (»Der Wald«); die Begeisterung über die neue, staatseigene Großindustrie (»Ein Schnellzug fährt vorbei«).

Da der Autor mit nicht ganz undifferenzierten Mitteln arbeitet, gelingt es ihm, auch dem westdeutschen Leser auf Augenblicke die Begeisterung begreiflich zu machen, die junge Menschen »drüben« für ihr junges, in mühsamer Arbeit errichtetes Staats- und Wirtschaftssystem empfinden können. Gekoppelt mit dieser Begeisterung aber ist der Haß gegen den »Klassenfeind, drüben jenseits der Elbe« (S. 125). Westdeutschland: das ist die unmittelbare, militaristisch-faschistische Nachfolge des Dritten Reiches. Wer also mit »dem Westen« sympathisiert, hat sich selbst gerichtet.

Am Anfang der Geschichte des Studenten,

der bei dem Sprung vom Dach eines Hauses nahe der Berliner Mauer umkommt, heißt es daher: »Dies hier ist nur die Geschichte vom Tod des Knaben Hermin . . . Es wird schwer sein, dieses Leben zu erzählen und zu wissen, daß es vorbei ist. Es wird in uns der Wunsch auferstehen, dieses Leben zu bewahren. Jedes Leben ist wert, bewahrt zu werden. Wir hatten die Grenze zugemacht, um Leben zu bewahren. Wir haben viele errettet. Aber Hermin war bereits tot, als wir die Grenze zumachten. Er war vergiftet von der Illusion eines Wortes . . . von der Illusion des Wortes *Freiheit*« (S. 150).

Die Aufgabe umfassender Information kann in der Öffentlichen Bücherei nicht erfüllt sein, solange derart aufschlußreiche und typische Publikationen aus der Produktion der DDR bei uns nicht zur Diskussion gestellt werden.

Hanns-Hermann Kersten

BRIGITTE REIMANN: *Die Geschwister. Erzählung. Berlin: Aufbau-Verl. 1963. 252 S. Lw. DM 7.20.*

»Wenn sie nur erst zusammen sprachen, . . . dann würde jeder Satz ein Schritt zueinander sein . . . Ich dachte, bangte, hoffte: Man kann noch winken, man kann noch rufen . . .« (S. 39/40). So liest man, wenn man einige Sätze durch Pünktchen ersetzt, in einem Buch, das 1963 im Ostberliner Aufbau-Verlag erschienen ist. Man meint, eine Hand zu erblicken, die ergriffen sein will, meint, eine sorgsam verschlüsselte Botschaft zu vernehmen, die es zu verstehen gilt. Man staunt, hofft – und wird um so ärger enttäuscht.

Erzählt wird, wie Ostern 1961 die 24jährige Malerin Elisabeth Arendt ihren Bruder Ulrich, Schiffbauingenieur, 25 Jahre alt, davon abhält, nach Westdeutschland zu gehen. Joachim Steinbrink, der 28jährige Freund der Elisabeth, Werkleiter eines Walzbetriebes, hilft ihr bei der Rettungsaktion. Ausschlaggebend für den Erfolg der Schwester (die in der Erzählung als Chronistin fungiert) ist vor allem ihre Kombiats-Story, die im Mittelpunkt des Buches steht.

Elisabeth Arendt soll also den Werktätigen die Kunst bringen, wird aber beinahe von einem alternden Genossen Maler, dem sie die bittere Wahrheit über seine »Kunst« sagt, torpediert. Er verleumdet sie und erfindet tolle (Männer-)Geschichten, muß aber selber gehen, als Elisabeth beim Parteisekretär vorstellig wird und der Wahr-

heit zum Siege verhilft. Man kann ja drüben miteinander sprechen, diskutieren, nicht wahr: »Wir haben ein Recht, Fragen zu stellen, wenn uns eine Ursache dunkel, ein Satz anfechtbar, eine Autorität zweifelhaft erscheint.« (S. 141)

Kann man wirklich drüben Fragen stellen? Gewiß darf man fragen, doch die Antwort lautet: Zuchthaus. Ulrich Arendt allerdings hat nichts zu befürchten, er ist ja nur ein »kleinlicher Pseudorebell« (S. 245) und damit ein totgeborenes Kind: ein unfertiger, erbotter junger Mann übt Kritik – nicht an der Sache, sondern an einigen Funktionären, die ihm nicht den richtigen Posten gegönnt haben. »Ich gebe eure Leute auf, aber nicht unsere Sache. Ich habe nie daran gezweifelt – auch in meinen finsternen Augenblicken nicht –, daß die Welt der Zukunft eine kommunistische Welt sein wird. Kein Mensch, der die Gesetze der Geschichte begriffen hat, kann daran zweifeln... Ich würde mich drüben immer dafür einsetzen, daß die großen Betriebe Volkseigentum werden.« (S. 133/34)

Da haben wir's: die Sache stimmt. Ein paar Leute passen ihm nicht, und darüber läßt sich diskutieren, selbst »drüben«, in der Zone: »Es heißt nicht-Zone. Es heißt DDR. Ich red ja auch nicht von der Westzone. Soviel Achtung kann ich für unseren Staat schon verlangen.« (S. 75). Denn: »Die Selbstkritik hat viel für sich...« (*Wilhelm Busch*). Uli jedenfalls bleibt, und alles wird beim alten bleiben. Es ist nicht alles Gold, was glänzt und glitzert in der DDR, aber drüben, im Westen, da schmeckt man »hinter dem Duft von Virginia und Apfelsinen und Seife de Lux den penetranten Blutgeruch« (S. 248). Die DDR: das ist ein Paradies mit kleinen Fehlern – rauh aber herzlich, arm (und oft gestopft), aber sauber. Und schön geschützt durch eine Mauer, die das letzte Mauseloch versperrt. Eben diese Mauer aber gab es im April 1961 noch nicht. Brigitte Reimann hat die Uhr bewußt zurückgestellt, denn heute wäre selbst die Geschichte eines »Pseudorebellen« undenkbar. Steht doch DIE MAUER zu Nutz und Frommen von Leuten wie Ulrich Arendt ebenso wie *Sigfried Asche* und *Alfred Kantorowicz*.

Ganz sicher: Selbst wenn man es wollte, kann man drüben keine anderen Bücher schreiben. Aber eines kann man auf alle Fälle: keine Bücher schreiben. In diesem Buch steht *ein* neutraler, ja schöner Satz (mit ihm beginnt diese Besprechung) gegen 100 Parolen, die jeder kennt, der zuweilen

den sogenannten Deutschlandsender und seinen Verkünder Numero I – *Karl Eduard von Schnitzler* – hört. Es besteht für die Öffentlichen Büchereien kein Anlaß, das groteske Mißverhältnis von 1:100 zur Diskussion zu stellen. *Klaus Jürgen Meyer*

Umstrittene Bücher

JAMES BALDWIN: *Eine andere Welt. Roman. Aus d. Amerik. v. Hans Wollschläger (Originaltitel: Another Country). Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 1965. 455 S. Lw. DM 24.-.*

Dieses frühe Werk Baldwins hat die gleichen Ansätze zu leidenschaftlicher Anklage wie die späteren Romane. Es erreicht aber nicht die stilistische Konzentriertheit und Disziplin in der Gestaltung und wirkt dadurch zweitrangig und unausgegoren.

Sieben Menschenschicksale aus den unkonventionellen Künstlerkreisen zwischen Greenwich Village und Harlem werden hier zusammengewürfelt, berühren sich, werden abhängig voneinander und erleiden dabei Liebe und Haß, Elend, Verlust der Selbstachtung und Wahnsinn. Der schwarze Jazz-Musiker Rufus, früher der Geliebte des weißen Schauspielers Eric, treibt seine weiße Freundin in den Wahnsinn, bevor er sich selbst vor Einsamkeit und Ekel umbringt. Seine Schwester sucht ihn an dem weißen Mann zu rächen, der ihr verfällt. Dieser Gruppe durch Freundschaft verbunden ist das Ehepaar Silenski: er, ein Schriftsteller von begrenzten Fähigkeiten, und sie, verzweifelt über seine Mittelmäßigkeit, Geliebte des homosexuellen Eric. – Eine lange Reihe düsterer, abartiger Geschichten ohne Höhepunkt!

Zunächst fasziniert das Buch durch die leidenschaftliche Sprache. Die Atmosphäre einzelner Orte in Manhattan ist außerordentlich lebendig und echt. Selten hat jemand die Vorbehalte schwarzer Menschen gegenüber der Dummheit und Böswilligkeit der Weißen und den Haß der Schwarzen in solchen Nuancen darzustellen gewußt wie Baldwin. Dennoch wird das Buch – nach der ersten Faszination – durch die Aneinanderreihung so vieler ähnlicher Geschichten langweilig. Die Dialoge werden zunehmend flacher, die Gedanken und Gefühle, die hier zum Ausdruck kommen, wirken unausgereift, und der Stil sinkt immer öfter auf das Niveau routinisiert geschriebenen Kitsches herab.

Dieses auf keinen Fall für Jugendliche geeignete Buch könnte nur großstädtischen